

## Predigt über Epheser 3,14-21

*Ich beuge meine Knie zu dem Vater hin, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden den Namen hat, dass er euch gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, in Kraft gestärkt zu werden durch seinen Geist am inneren Menschen, dass der Christus durch den Glauben wohne in euren Herzen und ihr eingewurzelt und gegründet seid in der Liebe, damit ihr fähig werdet, zusammen mit allen Heiligen zu erfassen, was da sei die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe, und zu erkennen die Liebe des Christus, die alle Erkenntnis übersteigt, auf dass ihr erfüllt werdet mit der ganzen Fülle Gottes. Ihm aber, der die Kraft hat, über alle Maßen hinaus mehr zu tun, als wir erbitten und verstehen, gemäß der Kraft, die in uns wirksam ist, ihm sei die Herrlichkeit in der Gemeinde und im Christus Jesus für alle Generationen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.*

Dass wir den Gott Israels, den Gott eines anderen Volkes, unseren Vater nennen – nennen dürfen; nennen sollen –, dass verdanken wir seinem Sohn Jesus Christus. Ohne Christus, heißt es weiter vorn im Epheserbrief, waren wir fremd und fern dem Kollektiv Israel, seiner verheißungsvollen Bundesgeschichte, waren wir ohne Gott – gemeint ist: ohne diesen Gott, denn an allerlei höheren Wesen, heiligsten Gütern herrscht ja auch unter den Völkern kein Mangel – und darum auch ohne Hoffnung. Nun aber, durch Jesus, schreibt uns der Verfasser, seid ihr Fernen und Fremden nahe geworden, zu Mitbürgern der Heiligen, gemeint ist: Israels, und damit auch zu Hausgenossen Gottes. Ein Mensch aus der Völkerwelt, so sagt es Karl Barth, „tritt in seiner Taufe als tätiges Glied hinein in das heilige Volk Israel, das nach Jesaja 42,6 zum ‚Bundesmittler unter den Völkern‘ bestellt ist.“

Freilich weiß auch der Briefschreiber, dass nicht alle Menschen mit dem Wort „Vater“ ausschließlich Positives verbinden. Darum er will, dass wir uns nicht an unseren Vatererfahrungen orientieren, wenn wir diesen Gott unseren Vater nennen, sondern umgekehrt: alle Väter auf Erden sollen sich diese Vater-und-Sohn-Geschichte zum Vorbild nehmen. Eine freilich seltsame Geschichte: da geht ein Sohn in die Fremde, wird freiwillig zum verlorenen Sohn, um uns Verlorene zu suchen und zu finden, gewinnt da allerlei Mühselige und Beladene, allerlei seltsame, fragwürdige Gestalten, auch fraglose Scheusale, präsentiert sie seinem Vater als seine Schwestern und Brüder und der Vater solle sie darum nun auch als seine Söhne und Töchter adoptieren. Und der Vater tut das. Wir wundern uns, fragen vielleicht auch: und was sagt eigentlich die Mutter dazu? Die Mutter, liebe Gemeinde, ist nicht nur begeistert, sie ist auch begeistert, überschwemmt die Neuankömmlinge dermaßen mit Strömen der Liebe, dass sie unter diesem Einfluss dem geliebten Erstgeborenen immer ähnlicher werden. Es war der Graf Zinzendorf, der im Heiligen Geist die neben Vater und Sohn fehlende Mutter in der Trinität entdeckte – als Protestant konnte er mit der unfreiwillig frivolen Bezeichnung Marias als Mutter Gottes nichts anfangen, mit der Frage nach Gottes weiblicher und mütterlicher Seite schon.

In dieser Liebesgeschichte, so wünscht uns der Verfasser, sollen wir eingewurzelt sein, Wurzeln schlagen, aus ihr also unsere Nahrung und entsprechende Kraft ziehen und so bestärkt und verwurzelt uns nicht umpusten lassen von all den Erfahrungen, die gegen diese Geschichte sprechen. Umgekehrt soll der Christus, der diese Liebe Gottes verkörpert, in unseren Herzen wohnen, und diese Wohngemeinschaft wird uns beeinflussen. Wir sind nicht mehr Herren im eigenen Haus, jedenfalls nicht allein, aber waren wir das zuvor wirklich, frei und autonom, oder doch eher von allerlei Hausgespenstern umspukt und umgrast?

Diese Einwurzelung soll dazu führen, dass wir Neueinwanderer mit denen, die schon länger bei diesem Vater zuhause, seine Hausgenossen sind, eine Lerngemeinschaft werden, mit ihnen zu-

sammen erfassen, was da sei die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe; keine ein-dimensionalen Jesusgeschwister bleiben, sondern vier Dimensionen unserer neuen Existenz als Mitbürger Israels und Hausgenossen Gottes wahrnehmen, auch als Chance wahrnehmen.

Die Breite: viel zu eng denken wir von Gott und von Jesus, wenn wir mit ihren Aktivitäten nur in unserer Kirche rechnen. Auch unser Begriff von Ökumene ist zu eng, wenn wir darunter nur Gemeinsames von Katholiken und Protestanten verstehen. Ökumene meint die ganze bewohnte – und möglichst bewohnbare – Erde. Unser Glaube darf darum mit Gott und mit Jesus auch außerhalb aller Kirchen rechnen. Wie eng ist unser Glaube, wenn wir behaupten, Gott habe keine anderen Hände, Füße usw. als unsere. Und Enge hat ja nicht nur sprachlich mit Angst zu tun. Zu dieser ängstlichen Enge gehört auch, unseren Glauben auf einen bestimmten Teilbereich unseres Lebens zu beschränken – alles was mit Sinn des Lebens, Tod und Sterben, Schuld und Vergebung zu tun hat –, andere, durchaus erhebliche, uns jedenfalls oft dringlichere Bereiche davon unberührt zu lassen, damit aber auch ungetröstet und nicht befreit, sondern dem sogenannten Schicksal verklavt. Doch der Auferstandene überwindet unsere Enge. Er nimmt nicht nur in unserem Herzen Platz und macht sich da breit, er kommt auch immer wieder von außen, kommt mühelos durch Türen, die wir aus Angst vor dem da draußen verrammelt hatten.

Die Länge: wer in die Welt der Bibel einzuwandern versucht, merkt: da geht es um eine Geschichte, die schon sehr lange im Gang ist, lange vor Jesus begann. Wir lernen von den Glaubenserfahrungen und Glaubenszeugnissen anderer, und zwar nicht nur der biblischen, auch der nachbiblischen Stimmen und Zeugen, müssen nicht alles neu erfinden, müssen aber auch nicht jeden schon begangenen Irrweg neu probieren. Die Wahrnehmung der Länge gibt uns langen Atem, heilt uns von unserer kurzatmigen, aktionistischen Hektik, sie kann uns auch Langmut lehren, Geduld – mit anderen und mit uns selbst.

Die Höhe: Ehre sei Gott in der Höhe – und Friede auf Erden, singen die himmlischen Heerscharen in der Weihnachtsgeschichte, und wir wiederholen diesen Gesang in unseren Gottesdiensten, weil der Friede auf Erden davon abhängt, ob wir Gott in der Höhe die Ehre geben oder sie ihm abschneiden, rauben, weil wir ehrgeizig sind, selbst sein wollen wie Gott, selbst beurteilen, was gut und böse ist. Ohne diese Höhendimension fehlt uns der Sinn für den Abstand zwischen Gott und den Menschen, den qualitativen Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf – als sei Gott eine Gegebenheit wie lauter andere Gegebenheiten. Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht, hat Dietrich Bonhoeffer dazu in seiner schroffen Art gesagt. Über Gott kann nur reden, wer sich über Gott stellt. Ich will den Herren droben hier preisen auf der Erd – ihm aber nicht vertraulich auf die Schulter klopfen.

Die Tiefe: diese Dimension entgeht uns, wenn wir oberflächlich sind in unserem Glauben und darum auch in unserem Leben, uns an das halten, was auf der Hand liegt, und mit nichts anderem rechnen. Freilich gibt es auch eine Art von Tiefsinn, die weder Tiefe noch Sinn hat: jemand sagt in bedeutungsvollem Ton Sachen, die nichts bedeuten, nichts deuten. Aber das ist kein Grund, sich mit der Oberflächliche zu begnügen. Eine Kirche, in der nur von dem die Rede ist, was nicht der Rede wert ist, weil es sich von selbst versteht, stirbt zurecht an ihrer Banalität.

Schließlich mutet der Autor uns auch noch zu, etwas zu erkennen, was alle Erkenntnis übersteigt: die Liebe des Christus. Er macht damit deutlich, dass es ihm bei seinem Bemühen um unsere Erkenntnis nicht bloß um Intellektuelles geht. Er will, dass wir ganz und gar erfüllt werden mit der Fülle Gottes. Das ist seine Bitte um den Heiligen Geist oder die Heilige Geistin.

Am Ende aber gibt er selbst allein Gott in der Höhe die Ehre: Ihm aber, der die Kraft hat, über alle Maßen hinaus mehr zu tun, als wir erbitten und verstehen, gemäß der Kraft, die in uns wirksam ist, ihm sei die Herrlichkeit in der Gemeinde und im Christus Jesus für alle Generationen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.